

(Nachdruck verboten.)

5) Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

„Nimm auch 'n Schluck!“ flüsterte Lasse und hielt ihm heimlich die Flasche hin. „Aber paß auf, daß er es nicht sieht, denn er is bö. Er is 'n Jude.“

Pelle wollte keinen Schnaps haben. „Was is ein Jude für einer?“ fragte er flüsternd.

„Ein Jude — herrjemine, Jung', weißt Du das denn nicht? Die Juden haben ja doch Christus gekreuzigt, und darum müssen sie nu über die ganze Welt wandern und Bockfram und Nadeln und sowas verkaufen; und betrügen tun sie überall, wo sie hinkommen. Weißt Du nich' noch den, der Mutter Benzta mit ihrem schönen Haar anführte? Ach ne, das war woll vor Deine Zeit — das war auch 'n Jüd'. Er kam einen Tag als ich nich' zu Haus war und packte all feinen feinen Kram aus. Da waren Kämme und Nadeln mit blaue Glasköpfe und die feinsten Kopftücher. Und die Weibsleute könn'n ja gegen solchen feinen Kram nich' an, sie werden so wie, ich will mal sagen, wie einer von uns, wenn uns einer 'ne Flasche Brantwein vor die Nase hält. Mutter Benzta hatte ja nu kein Geld, aber der verfluchte Teufel wollt ihr das feinste Kopftuch geben, wenn er ihr 'n End' von ihrem Popf abschneiden dürft. Und da schneid't er ihn ihr ganz oben in'n Nacken ab. Herr du meines Lebens, war sie wie Stahl und Feuerstein, wenn sie wütend wurd' — sie prügelte ihn mit 'n Feuerhaken aus 'n Haus raus. Aber den Popf, den nahm er mit, und das Tuch war der reine Lux, wie das ja auch nich' anders zu erwarten war. Denn die Juden das sind verdammte Teufel, sie haben unsern Herrn Jesus —“ Lasse fing wieder von vorne an.

Pelle hörte jehen noch des Vaters leises Brummen. Es handelte von Mutter Benzta, aber die war ja tot und lag jetzt in der schwarzen Erde — sie knöpfte ihm sein Unterleibchen nicht mehr im Rücken zu und wärmte seine Hände nicht mehr, wenn ihn fror. — So, also Kofunen gab es hier zu Lande im Schweinebraten; die mußten ja Geld wie Heu haben. Auf den Wegen lag nun zwar kein Geld herum, und sonderlich fein sahen die Häuser und Gehöfte auch gerade nicht aus. Aber das sonderbarste war, daß der Erdboden hier dieselbe Farbe hatte wie zu Hause, obwohl es ein fremdes Land war. In Tommelilla hatte er eine Landkarte gesehen, auf der jedes Land seine eigene Farbe hatte. Aber das waren dann ja Lügen!

Lasses Mundwerk war schon längst stehen geblieben, er schloß, den Kopf auf dem Rücken des Jungen. Er hatte vergessen, die Flasche zu verstecken.

Pelle wollte sie gerade in das Stroh hineinschieben, als der Verwalter — der übrigens kein Jüte, sondern ein Seeländer war — sich im selben Augenblick umwendete und sie erblickte. Er hieß den Knaben, sie in den Graben werfen.

Zur Mittagszeit erreichten sie ihren Bestimmungsort. Lasse erwachte als sie auf das Pflaster des großen Hofplatzes rollten und tastete mechanisch im Stroh herum. Aber plötzlich besann er sich darauf, wo er war und wurde mit einem Ruck nüchtern. Dies also war ihr neues Heim! Das einzige, woran sie sich zu halten hatten, wovon sie auf dieser Welt etwas zu erwarten hatten. Und als er sich auf dem großen Hof umsah, wo die Mittagsglocke gerade läutete und Knechte und Mägde und Tagelöhner aus allen Türen rief, da verschwand sein Selbstvertrauen. Ein verzweifelttes Gefühl von Wehrlosigkeit überwältigte ihn und machte sein Gesicht in ohnmächtiger Sorge um den Sohn erzittern.

Seine Hände bebten unter ihm, als er aus dem Wagen kroch; er stand da unschlüssig und allen den forschenden Blicken dort vom Eingang zu dem mächtigen Keller des Wohnhauses preisgegeben. Sie schwanken über ihn und den Jungen und lachten bereits. In seiner Verwirrung griff er zu dem Entschluß, gleich von vornherein einen so günstigen Eindruck wie nur möglich zu machen, und fing an, die Mühe tief vor jedem einzelnen abzunehmen; der Knabe stand daneben und machte es ebenso wie der Vater. Das erinnerte an die Clowns auf dem Jahrmarkt, und dort lachten sie laut und verbeugten sich nachahmend, sie fingen auch an, laut zu rufen. Aber dann

kam der Verwalter wieder nach dem Wagen hinaus und sie verschwanden schnell in den Keller hinein. Oben vom Wohnhause her ertönte ein ferner eintöniger Laut, der nicht wieder aufhören wollte und unwillkürlich dazu beitrug, niederdrückend auf die beiden zu wirken.

„Steht doch nicht da und stellt Euch an,“ sagte der Verwalter hart — „macht, daß Ihr zu den anderen herunterkommt und Euch den Bauch vollschlagt. Ihr werdet noch Zeit genug haben, ihnen Affentomödie vorzuspielen.“

Bei diesen ermunternden Worten ergriff der Alte die Hand des Knaben und trottelte, verzweifeltens Sinns, langsam auf den Keller zu. In seinem Innern weinte es aus allen Quellen nach Tommelilla und Kungstorpel. Pelle drängte sich ängstlich an ihn. Das Unerwartete war in beider Phantastie plötzlich zu einem bösen Unwetter geworden.

Unten im Kellergang klang der merkwürdig langgezogene Laut verstärkt, und es ging ihnen beiden auf einmal auf, daß es das Weinen einer Frau war.

2.

Steengaarden, das in Zukunft Lasses und Pelles Heim sein sollte, war eines der größten Güter auf der Insel. Aber alte Leute wußten sich zu erinnern, daß, als ihre Großeltern Kinder waren, nur eine Häuserstelle mit zwei Pferden dort gelegen hatte; das hatte einem Bebest Köller, einem Enkel von Jens Kofod, dem Befreier von Bornholm gehört. Unter ihm ward aus der Stelle ein Gut — er arbeitete sich zu Tode, gönnte weder sich noch anderen das Essen. Und die beiden Dinge vererbten sich in der Familie von einer Generation auf die andere — das schlechte Essen und das Bedürfnis sich auszubreiten.

Die Felder in dieser Gegend waren vor noch nicht gar zu vielen Menschenaltern Steine und Heidekraut gewesen; die kleinen Leute hatten die Erde gebrochen und einer nach dem andern hatte sich totgearbeitet, um sie in Kultur zu halten. Rings um Steengaarden herum wohnten lauter Häusler und Büdner, die nur zwei Pferde hielten, Leute, die mit Schweiß und Hunger gekauft hatten, und von denen man ebenigut denken konnte, daß sie das Grab ihrer Eltern verkaufen würden wie ihren kleinen Besitz; sie hingen daran, bis sie davongingen, oder bis irgend ein Unglücksfall sie verschlang. Aber die Familie auf Steengaarden wollte kaufen — beständig kaufen und sich ausbreiten, und dazu konnte sie nur durch Unglücksfälle gelangen. Überall wo Mißwachs und Krankheit und Unglück mit dem Vieh einen Mann traf, so daß er schwankte, kauften die Köllers. So wuchs Steengarden, bekam viele Gebäude und viel Schwerkraft; es ward ein so schwerer Nachbar, wie das Meer es ist, dort wo es von der Erde des Landmannes zehrt, Feld für Feld, und wo nichts dagegen zu machen ist. So wurde einer aufgefressen und dann der nächste; jeder wußte, daß auch an ihn die Reihe kommen würde, früher oder später. Niemand redet mit dem Meere; aber alles, was an Bösem und Unheimlichem über dem Leben des Armen brütete, kam von dort oben hergeschwebt. Dort hausten die Mächte der Finsternis, ängstliche Gemüter zeigten immer nach Steengaarden hinauf. „Es ist gut gedüngter Boden“, pflegten die Leute in der Umgegend mit einem eigenen Tonfall zu sagen, der einen Fluch in sich schloß; weiter aber wagten sie sich nicht.

Das Geschlecht der Köllers war nicht sentimental, es gedieh vortrefflich in dem trüben Licht, das aus so vielen ängstlichen Gemütern auf den Hof fiel — und empfand das als Macht. Die Männer waren aufgelegt zu Trunk und Kartenspiel, aber sie tranken nie mehr, als daß sie sehen und ihren Verstand gebrauchen konnten, und verspielten sie zu Anfang des Abends ein Pferd, so pflegten sie im Laufe der Nacht zwei zu gewinnen.

Als Lasse und Pelle nach Steengaarden kamen, erinnerten sich ältere Häusler noch des Bauern aus i h r e r Kindheit, des Janus Köller, der mehr als alle andern Schwung in die Sache gebracht hatte. In seiner Jugend kämpfte er eines Nachts um zwölf Uhr oben im Kirchturm mit dem Bösen und überwand ihn — und seither gelang ihm alles. Wie sich das nun verhalten haben mochte, jedenfalls ging zu seiner Zeit ein Nachbar nach dem andern zu Grunde, und Janus ging umher und übernahm sie. Hatte er ein Pferd nötig, so gewann er es im Dreikart — und so auf allen Gebieten; der Teufel legt

alles für ihn zurecht. Sein größtes Vergnügen war es, wilde Pferde einzufahren, und wer zufällig in der Christnacht um zwölf geboren war, konnte ganz deutlich den Bösen bei ihm auf dem Kutschbock sitzen und die Zügel halten sehen. Ihm selber ward ein arger Tod zuteil, wie das ja auch nicht anders zu erwarten war! Eines Morgens in der Frühe kamen die Pferde auf den Hof nach Hause gelaufen, und ihn selber fand man am Wegestrand, den Kopf gegen einen Baum zerfmettert.

Sein Sohn war der letzte Steengaard-Bauer von dieser Familie. Er war ein toller Teufel mit viel Gutem darin; wenn jemand anderer Meinung war als er, so schlug er ihn nieder; aber er half stets denen, die im Unglück waren. Auf die Weise kam es, daß niemals jemand von Haus und Heim mußte; und da es nun doch einmal in ihm lag, daß auch er das Geschöß vergrößern sollte, so kaufte er Land in der Heide und zwischen den Klippen. Aber er ließ es klugerweise als das Jux liegen, das es war. Er band viele durch seine Handreichungen an den Hof und machte sie abhängig, so daß sie es nie wieder verwanden; die Häusler mußten ihre eigene Arbeit verlassen, wenn er nach ihnen schickte, und er war nie in Verlegenheit um billige Arbeitskräfte. Was der Mann bot, war kaum Armerleuteessen, aber er aß immer selbst aus der Schüssel mit den anderen. Und der Pfarrer war in seinem letzten Stündlein bei ihm, es war nichts auf seinen Heimgang zu sagen.

Er hatte zwei kerngesunde Frauen totgelegen, und alles, was er davon hatte, war eine Tochter von der letzten. Und sie war nicht einmal so ganz ordentlich. Schon als sie erst elf Jahre alt war, kam das Blut über sie — sie rannte den Männern nach und drängte sich an alle heran. Aber niemand wagte auch nur, sie anzulehen, denn sie waren bange von dem Schießgewehr des Steengaard-Bauern. Später legte sie sich auf das striete Gegenteil, sie staffierte sich mit einem Stod aus wie ein Mann und trieb sich allein draußen in den Klippen herum, statt sich mit etwas Häuslichem zu beschäftigen. Sie ließ niemand an sich herantommen.

Kongsdruv, der jetzige Steensgaard-Bauer, war korrupt. Er kam vor ungefähr zwanzig Jahren von anderswoher nach der Insel, und bis jetzt war noch niemand aus ihm klug geworden. Er hatte damals die Gewohnheit, sich in der Heide herumzutreiben und nichts zu tun, genau so wie sie, und da war es dann ja nicht so wunderbar, daß er vor das Schießgewehr des Alten kam und sich mit ihr verheiratete. Aber schrecklich war es.

Er war ein wunderlicher Kanak, aber vielleicht waren die Leute dort, woher er kam, so? Er hatte bald einen Einfall, bald einen anderen, erhöhte den Tagelohn, ohne daß ihn jemand darum gebeten hatte, und errichtete einen Steinbruch mit Akfordarbeit. So klügelte er gleich zu Anfang allerlei Narrenstreiche aus, überließ es den Häuslern, ob sie freiwillig zur Arbeit auf den Hof kommen wollten; es ging so weit mit ihm, daß er sie im Regenwetter nach Hause schickte, damit sie ihr Korn bergen sollten — während das seine da stand und verkaufte. Aber die Sache ging ja natürlich auch schief, und allmählich mußte er seine Narrenarbeiten in sich hineinfressen.

Die Leute dort in der Gegend fanden sich in die Abhängigkeit, ohne zu murren. Vom Vater auf den Sohn waren sie es gewohnt, durch die Tore von Steengaarden ein- und auszugehen und zu verrichten, was von ihnen verlangt wurde — so pflichtgemäß wie frohe Bauern. Dafür liebten sie all ihr Bedürfnis an Tragödie, die ganze Angst des Lebens, die finstere Mysterie über Steengaarden los. Sie ließen den Teufel da oben hausen, Dreifart mit den Männern um ihre Seelen spielen — und bei den Frauen liegen; und sie nahmen die Mühe vor den Leuten aus Steengaarden tiefer ab als vor anderen.

Dies alles hatte sich im Laufe der Jahre wohl ein wenig geändert, der ärgste Stachel war von dem Aberglauben abgeschliffen. Aber die böse Lust, die über Herrensitzen liegt — über allen großen Aufhäufungen von dem, was den Vielen gehören sollte — lag auch schwer über Steengaarden. Es war das Urteil des kleinen Mannes, seine einzige Rache für sich und die Seinen.

Rasse und Pelte witterten schnell die drückende Luft und sahen mit den halburchtjamen Augen der andern, noch ehe sie selbst etwas Eigenliches gehört hatten. Namentlich Rasse hatte ein Gefühl, als könne er hier nie so recht froh werden, so schwer, wie es beständig, auf einem lag. Und dann das Weinen, das man sich nicht erklären konnte!

(Fortsetzung folgt.)

Der Hungerkünstler.

Von Hermann Heijermans.

(Schluß.)

Als sie so ohne Zweck und Ziel, ohne zu wissen warum, in die Stadt gegangen, mit dem Hund dicht auf den Fersen, stand sie durch das Zufällige des vorerwähnten Zufalls vor einer Tür mit auffällig bunten Plakaten und einem schon erleuchteten Riesentransparent darüber, still. Ein Zettel wurde ihr in die Hand gesteckt und im selben Augenblick war ihr der Hund, der sich wohl anderen Beuten angeschlossen, ausgerissen. Melancholisch, ohne Vorgefühl der Schicksalsfügung, las sie das mit dicken Buchstaben und vielen Ausrufungszeichen versehene Papier: „Das größte und geheimnisvollste Phänomen oder Weltwunder der ganzen Erde!!! Verkündet es weiter!!! Amarillo, der Champion-Hungerkünstler, ist nach zweijährigem Aufenthalt bei der Hindustan- und Gindostan zurückgekehrt und wird hier als erste Probe auf dem Gebiet der staunenswertesten Experimente dreißig Tage in einem versiegelten Glasfasken, ohne irgendwelche Nahrung oder Getränke zu sich zu nehmen, verbringen!!! Amarillo ist Tag und Nacht zu sehen!!! Verkündet es weiter!!!“

Mit etwas bescheideneren Buchstaben erzählte der Zettel noch, daß Amarillo mit dreihundert Meter langen Binden umwickelt sei „zum Zweck der Herabminderung der Blutzirkulation und des Stoffwechsels“, daß er aus Südamerika stamme und dort „in direktem Kontakte mit einem Fakir-Mönchorden zwei lange Jahre verbracht“.

Weiter las Barbara nicht.

Hinter den schweren roten Gardinen, die wie Draperien vor der offenen Türe hingen, war ein lauter Tumult entstanden. Ein Hund kläffte mit einem Seheul, als ob er gegen zehn Eindringler tobte. Und weil ein Hund, wenigstens dieser, sich nicht immer, wie höher entwickelte, treten läßt, wurde gebissen. In eine Bade- in die Bade. In die Bade über den Samaschen des Impresarios. Ein paar Dienstmädchen flüchteten bis an die sichere Tür. Die Draperien flogen hoch — und Daniels Frau, die in ihrem Studium der außergewöhnlich occulten Wissenschaften, der Weisheit der Fakir-gelehrten usw. gestört wurde, erblickte den drohend grossenden Hund, der auf den Hinterpfoten balancierte, wie ein Raubtier den Glasfasken bewachte.

„Nischt! Weg da!“

„Geraus! Marsch!“

„Polizei!“

„Rast auf! Er ist toll!“

Alles brüllte, schrie, zeterte durcheinander — aber der Hund knurrte, mit Schaum an den roten Brusthaaren, einem Maul voll kräftiger Zähne, und wich nicht von dem Champion-Hungerleider.

Da ertönte bestürzt, doch herrlich ein schrilles Pfeifen von zwei dünnen Frauenlippen. Wer in einer solchen ungemütlichen Situation etwas auf dem Gewissen hat, pfeift — und der Pfeisende lenkt die Aufmerksamkeit auf sich . . .

„Ist das Ihr Hund?“ schrie der Kassierer, der neben der roten Draperie an einem hölzernen Tischchen mit Entreebilletts und einem Groschenvorrat saß.

„Ist das Ihr verfluchter Köter?“ raste der Herr Direktor, die Wade entlang mit der beringten Hand streichend.

„Ja,“ sagte Barbara, die sich bei so vielen wütenden Augen nicht zu benehmen wußte.

„Bist Du mal hier kommen! Hier!“

Aber wenn sie auch Duhende von Rs und mit noch größerer Entschiedenheit rollen lassen hätte, der Hund geruhete nicht, seinen endlich wiedergefundenen Herrn im Stich zu lassen.

Bögernd wagte sich Barbara, ohne Entree bezahlt zu haben, an dem Tischchen vorbei. Mit schmalen Antlitz, das weiß war von dem nächtlichen Kummer, den nicht endigenden Sorgen und dem Schreck über diesen neuen Zwischenfall, trat sie auf den unheimlichen Glasfasken mit dem festenden Phänomen aus Hindustan zu, in der Absicht, den Hund an sich zu nehmen.

Da geschah etwas Wunderbares.

Der Lehrling der Fakire, der geheimnisvolle Amarillo, mit dem unantastlichen Kopf, sah, soweit das in seiner durchsichtigen Behausung möglich, auf, blickte vernichtend und legte seinen Finger auf den Mund. Es half nichts. Der Hund, nun ganz sicher, daß ihn seine Rasse nicht betrogen, bellte wie bejessenen und begann mit den Vorderpfoten gegen die Glasschale zu graben — und das Sommerprossentweibchen brach, bleicher als die weißeste Stelle der dreihundert-Meter-Binde, das Auditorium vergehend, gefühllos gegen den alles verratenden, ernstlich-warnenden Zeigefinger, in einen ungestümen Monolog aus:

„Daniell! Bist Du toll? Wie kommst Du in Himmelsnamen in diesen verrückten Kästen? Schämst Du Dich nicht, mich so zu beunruhigen? Sofort gehst Du mit, verstanden? Und sofort! Das ist ja schändlich, Du! Mach die Lappen vom Gesicht! . . .“

Der Impresario vergaß die Schmerzen und fiel ihr erregt, durch das Tragische der Situation erbittert, in die Rede.

„Was soll das? Was wollen Sie hier? Heraus, heraus, heraus!“ schrie er, indem er sich zwischen Barbara, den Glasfasken und den Hungerkünstler stellte: „Heraus mit dem verdammten Köter!“

„Rein,“ weigerte sich Barbara, dem Weinen nahe. „Ich gehe nicht ohne meinen Mann.“

„Das ist Ihr Mann nicht, dummes Luder!“ raste der Direktor mit dem Zylinderhut, dem roten Schiffs, der leuren Weste, der goldenen Kette, den pompösen Ringen: „Er versteht nicht mal Deutsch! Und wenn er es auch verstände, und wenn er sechshundertmal Ihr Mann wäre, er kommt nicht eher heraus, als bis er dreißig Tage und dreißig Nächte ohne Essen und Trinken drin zu gebracht!“

„Das hält er nicht aus!“ schluchzte Barbara, ihre Röde durchgrapsend, um das Taschentuch zu suchen. „Dreißig Tage und dreißig Nächte! Wenn er vor Hunger sterben soll, kann er das draußen doch gerade so gut!“

„Er hat sich kontraktlich für einen Monat verpflichtet, und springen Sie auch Häuser hoch — er kriegt keinen Brocken!“ brüllte der Direktor, der als tüchtiger Geschäftsmann aus der Sache Reklame zu schlagen suchte. Wäre er nicht durch den Hund gebissen worden, hätte der Zufall das nicht so gebracht, dann würde er wahrscheinlich so schlau gewesen sein, die empörte Frau des „Phänomens“ beiseite zu nehmen und sie zu beruhigen; jetzt aber, wo er ganz bestürzt, bange vor Enthüllung in Gegenwart so vieler Zeugen, bange vor Schädigung des gutgehenden Geschäftes war, trachtete er durch Großmütigkeit und Rabau zu siegen.

„Das geht aber doch nicht!“ schluchzte Daniels Frau, „er ist schon krank, wenn er mit nächstem Wagen zur Tür hinaus muß! In den letzten Wochen hat er nichts als Kartoffeln mit Öl bekommen! Er muß heraus, Sie! Das ist gemein, Sie! Und wenn Sie mir auch hunderttausend Mark gäben, ließ ich ihn noch nicht verhungern!“

„Ich habe meinen Kontrakt! Er kriegt keine Kruste Brot, keinen Schind Wasser!“ hielt sich der Direktor dumm-eigenfönnig daran.

Das Publikum begann sich für den Fall zu interessieren. „Wirlich, es ist absolut unfttlich, einen Mitmenschen auszumergeln,“ bemerkte ein Vater. „Wenn es der Mann dieser Frau ist, hat die Frau recht und ist es sogar ihre Pflicht, gegen solche Behandlung energisch zu protestieren.“

„Das kann Ihnen egal sein!“ jagte der Direktor heiser. „Wenn Amarillo gerade sechs Wochen in London gastiert hat, kann er es hier wenigstens vier Wochen!“

„Das tut man nicht,“ sprach der Vater. „Es ist unfttlich und undgrstlich, wenn Sie sich auf solchen Kontrakt berufen! Ich werde mir erlauben, die Polizei davon zu benachrichtigen! . . .“

„Steigen Sie mir den Budel heraus!“ polterte der Impresario unhflich.

In dem Kasten aber begann jetzt Daniel, sferlich unangenehm durch das Wort Polizei getroffen, die Binden abzuwickeln. Je mehr er von den dreihundert Metern los wurde, je magerer er wurde, desto starker jammerte Barbara, klaffte der Hund, kam das Publikum über den Skandal, einen schon so prononcierten Hungerleider bis auf die Knochen auszubeuten, in Erregung.

So trug der Zufall schuld daran, daß Daniel mit seinen zerrißenen Schuhen wieder in die Pföhen mußte und daß er aus einem gut versorgten und wohlbestallten Hungerleider zu einem nicht beachteten normalen Proletarier wurde.

„Schaf!“ sagte er nur, als sie cuffs neue vereint zu Dreien auf der Straße waren. „Unverbesserliches Schaf! Bist Du nun zufrieden, daß Du mich wieder ums tägliche Brot gebracht hast . . .?“

Unser Wissen vom Ursprung des Menschen.

(Schluß.)

Diesen Pithecanthropus, das „miesing link“ (fehlende Kettenglieder) Darwins, das „hypoethische Bindeglied“ zwischen Menschenaffen und Menschen, von dem Haeckel schon in seiner „Generellen Morphologie“ (1866) gesprochen hatte, glaubt der holländische Militärarzt Eugen Dubois in vier fossilen, im Bette des Soloflusses (Pangau) unweit der Ortlichkeit Trinil auf Di-Java in den Jahren 1891/92 gefundenen Skelettsüden eines großen Primaten entdeckt zu haben. Dubois hatte die vier Petreialten — ein Schädeldach, einen Oberkieferknochen und zwei Vadenzähne — bei systematischen Ausgrabungen gefunden, und über die Zusammengehörigkeit der Stücke kann nach dem Fundberichte gar kein Zweifel bestehen. Dieses merkwürdige Wesen mußte bei einem Ausbruche des nahen Lawu-Kufusan ums Leben gekommen und von den vulkanischen Sonden verdrückt worden sein. Schwalbe gelangt zu dem Schlusse: „Unser Gesamturteil über die Schädelskapsel und das Gehirn läßt sich demnach wohl am besten dahin zusammenschaffen, daß man sagt, das Schädeldach des Pithecanthropus ist in seiner Formenentwicklung sehr nahe stehend dem der höchstentwickelten Affen, in seiner Grögenentwicklung aber intermediär zwischen Affe und Mensch. Das Gehirn zeigt auch in seiner feineren Formgestaltung intermediäre Zustände.“

In den wichtigsten Verhältnissen seiner Organisation, soweit sie aus Schädeldach und Oberkieferknochen erschlossen werden kann, nimmt Pithecanthropus eine Zwischenstellung zwischen Mensch und Affe ein, worin ich nach reiflicher Erwägung aller Tatsachen mit Dubois übereinstimme.“

Ziehen wir die Summe des paläontologischen Beweismaterials, so ergibt sich als Bestätigung der Rejultate der vorher von uns

erörterten Beweisreihen die Tatsache, daß eine fast lückenlose Kette ineinander übergehender Glieder die tiefstehenden Galbaffen des Sozän mit den höchstentwickelten Primaten verknüpft. Im Pithecanthropus erectus Dubois haben wir, wenn auch nicht das, so doch viellecht ein „missing link“ zwischen Affe und Mensch zu sehen.

Prüfen wir schließlich, welche Zeugnisse zum Beweise der Gültigkeit der Deszendenztheorie für den Menschen die Embryologie beizubringen hat. Noch über die Primaten, die Staffel uneres tierischen Ursprungs hinab führen uns die täglich aufs neue erstehenden und gar nicht mehr mißdenkbaren, lebenden Dokumente dieser letzten Hilfswissenschaft der Anthropogenie. Wie nebelhafte Erinnerungsbilder an die harten Kämpfe der Vorzeit tauchen während uneres Werdens vor der Geburt fast alle die Veränderungen wieder auf, denen der Mensch im Laufe seiner Stammesgeschichte unterworfen war, beredte Zeugen einer längst verschwundenen Zeit, uralte Ahnenbilder, die wir mit Ehrfurcht betrachten müssen. Sie halten (nach dem schönen Worte Biedersheims) unseren Blick rein und klar, wenn es sich wie hier darum handelt, in unerer eigenen Sache ein unparteiischer Richter zu sein.“

Wie anders auch, denn als Ahnenbilder, als Reminiszenzen aus den frühesten Tagen des Menschwerdens, sollte man die mannigfachen, uns so absonderlich erscheinenden, embryonalen Bildungen deuten? Die Kiemenpalten und Kiemenbögen etwa, die flossenförmig-lappige erste Anlage der Extremitäten — unabweisbar auf ein Fischstadium in unerer Stammesentwicklung weisend — die Milchleiste oder Mariupal-leiste (Klaatsch) — zu den Reptilien hinabführend — den mit Muskeln, Blutgefäßen und Nerven ausgerüsteten (und also wohl funktionsfähigen) Schwanz, das dicke, feimollige Haarleid (Lanugo), das im sechsten Entwicklungsmonat den ganzen Körper des Embryo (mit Ausnahme von Hand- und Fußfläche, Lippenrot usw.) einhüllt — um nur ein paar der bedeutamsten Bildungen zu nennen —, embryonale Bildungen, die an sich in jenem Entwicklungsstadium bölig zwecklos erscheinen und, kaum daß sie entstanden sind, auch alsbald wieder verschwinden, in andere Bildungen übergehen? Wie anders denn als jäh bewahrte Erinnerungen an uniere tierischen Vorfahren, als Ueberbleibsel aus einer Zeit, da diese Vorfahren ihrer wirklich noch bedurften, könnte man die zahlreichen Rudimente (beispiels-halber den Burnfortsatz des Blinddarms, die Muskeln der Ohr-muscheln, die Hypophyse und die Epiphyse oder „Zirbeldrüse“ des Gehirns; diese stammesgeschichtlich ein drittes Auge, jene ein un-paares Nierorgan usw.) deuten, die teils noch ständig beim normalen Menschen vorhanden sind, teils „atavistisch“, d. h. als ein Rückschlag auf frühere, niedere, also tierische Formen, nur in einem gewissen Prozentsatz von Individuen wieder auftreten?

Die Bedeutung solcher Erscheinungen hat wohl als erster Fritz Müller („Für Darwin“, 1864), der sie an Strebien studierte, recht erkannt, und Haeckel formulierte diese überraschenden Ergebnisse embryonaler Forschung für die Deszendenztheorie in seinem „biogenetischen Grundjah“ folgendermaßen: „Die Keimesgeschichte (Ontogenese) ist eine kurze und schnelle Resapitulation der Stammesgeschichte (Phylogenese), bedingt durch die physiologische Funktion der Vererbung (Fortpflanzung) und Anpassung (Ernährung).“ Mit anderen Worten: ein jedes Lebewesen höherer Organisation wiederholt im Laufe seiner frühesten Entwicklung fast alle diejenigen Formen, die die tiefstehenden Organismen, von denen es seinen Stammbaum herzuleiten hat, zeit lebens beibehalten.

Wie alle Lebewesen aus einer einfachen „Zelle“, gleich jenen noch heute im Meere und im Süßwasser zu Milliarden lebenden Protozoen, ursprünglich hervorgehend, durchläuft der Mensch, die Primativstadien schnell passierend, während seines Embryonallebens fast die ganze Stufenleiter tierischer Entwicklung, in jedem Entwicklungsstadium ein anderes Verwandtschaftsverhältnis zu noch lebenden Organismen dokumentierend, niemals aber den tierischen Ursprung ganz verleugnend. Auf gleicher früher Entwicklungsstufe ist die Ähnlichkeit des menschlichen Embryos mit dem der verschiedensten Wirbeltiere so überraschend groß, daß erst die genaueste Untersuchung dem Forscher die Besonderheiten der betreffenden Art zu enthüllen vermag. Bei den dem Menschen im System am nächsten stehenden Tieren vollends, den Anthropoiden, wird diese Ähnlichkeit fast zur Gleichheit. Ja, die Schädel von Anthropoidenjunglingen sind, wie uns Selenka gezeigt hat, geradezu „erschreckend“ menschenähnlich; selbst Änderungen jener Knochenleisten, die später dem Schädel der Menschenaffen etwas so tierisch Wildes geben, fehlen hier noch.

Aber die Embryologie, die Ontogenese, bestätigt uns nicht nur — gleich der Paläontologie, der biologischen Mutterforschung und der vergleichenden Anatomie — die Gültigkeit der Deszendenzlehre für den Menschen, sie gibt uns auch Aufschluß über den Weg, den die Umbildung nimmt, den die Entwicklung genommen hat. „Klein und unscheinbar in ihrem ersten Auftreten prägen sich die Veränderungen in progressiver und regressiver (fortschreitender und rückwärtiger) Richtung, von Generation zu Generation stärker aus und fixieren sich nach dem Gesetze der Vererbung und Auslese (Selektion) in immer bestimmter Weise. Es existieren also zum Beispiel verschiedene Gradstufen der Rückbildungsprozesse: zunächst gerät ein Organ im erwachsenen Körper ins Schwanken, hierauf kommt dies schon in fötaler Zeit zum Ausbruch, dann tritt das Organ nur noch in einem gewissen Prozentsatz von Individuen als Rückschlag (Atavismus) auf, endlich bleibt auch letzterer aus und

jede Erinnerung ist verloren. So mannigfach und so verschieden gerichtet nun auch jene Veränderungen sind: ein Grundzug ist ihnen allen gemeinsam, und 'as ist das Bestreben, alles Unnötige, Ueberflüssige, soweit nur immer möglich abzustreifen, um so für weitere Fortbildung Platz zu schaffen." Einer großen Anzahl von Vorteilen, die seine tierischen Ahnen beissen haben, ist der Mensch im Laufe seiner Entwicklung verlustig gegangen. Noch die Neandertalraße war, wie Klaatsch betont, sicherlich in vielen Fähigkeiten dem modernen Menschen überlegen. Aber für den Verlust hat der Mensch weit Wertvolleres eingetauscht: die unbegrenzte Bildungsfähigkeit seines Gehirns, die gesteigerte Leistungsfähigkeit mit der Hand und die artikulirte Sprache haben jene zahlreichen Verluste reichlich wettgemacht. Auch heute noch dauern diese Veränderungen fort, und so wird also, wie Biedersheim hervorhebt, der Mensch der ferneren Zukunft in manchen Dingen ein anderer sein als der der Gegenwart.

Vor der Nacht dieser Zeugnisse für die tierische Abkunft des Menschen mühten die Gegner der Entwicklungslehre die Waffe strecken, sofern ihrem Kampfe gegen die Zeizendenztheorie nicht andere Gründe als nur das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit zugrunde lagen. Solcher Gründe gibt es freilich viele. Nur einer, der älteste und stärkste, sei hier genannt: der „anthropozentrische Aberglaube". Von Kindesbeinen auf wird uns gelehrt im Mittelpunkt der ganzen Welt steht der Mensch. Für ihn und nur für ihn ist sie erschaffen worden; er ward zum Herrscher eingesetzt „über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde". Eine Irrlehre, die für die rechte Erkenntnis der Dinge ebenso verhängnisvoll ist wie jene erst von Kopernikus — den Luther noch einen „Narren" schalt, der „die ganze Kunst Astronomias umblehren" wollte — und Newton entthronte „geozentrische Lehre" es war, die da predigte, die Erde sei der Angelpunkt des Weltalls. Nicht losgelöst aus seiner Umgebung, nicht ein Ueberirdisches, ein Halbgott, sondern nur der „Erste der Ersten", der primus primatum, steht der Mensch „mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde". „Der Ehrgeiz", schließen wir unsere Betrachtungen mit Brocas ebenso wahren wie schönen Worten, „der eine der hervorsteckendsten Züge menschlicher Natur ist, hat in vielen Geistern den Sieg über das Zeugnis der nüchternen Vernunft davongetragen. Wie jene römischen Imperatoren, im Gefühle ihrer Allmacht trunken, schließlich ihr Menschentum leugneten und sich Halbgötter dünkten, so gefällt sich der König unseres Planeten in der Vorstellung, das elende Tier, das seinen Launen unterworfen, könne nichts mit seiner eigenen Natur gemein haben. Die Nachbarschaft des Affen ist ihm lästig; es genügt ihm nicht, die Krone der Lebewesen zu sein. Er will, daß ihn eine unermessliche, unüberbrückbare Kluft von diesen Wesen scheidet, und so flüchtet er, der Erde den Rücken kehrend, gelegentlich seine bedrohte Majestät in die nebelhaften Regionen des „Menschenreiches". Aber die Anatomie, jenem Slaven vergleichbar, der hinter dem Wagen des Triumphators einherschritt und beständig rief: „Bedenke, daß du ein Mensch nur bist" —, die Anatomie stört ihn in dieser naiven Selbstbewunderung und ruft ihm ins Gedächtnis, daß die sichtliche greifbare Wirklichkeit ihn mit dem Tierreiche verbindet."

Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.

Lösung (Retrospektives Problem von S. Lohd, 31. Dezember). Weiß: Kh7; Dh6; Th8; Tg6; S8; Sa1; BB a7, b4, b3, c2, d5, e2, g5, h2. Schwarz: Kg4; Tg8; Lb8; BB b6, c7, d7, e6, f5, f4, g7. Forderung: 4+. Mittelst: 1. g5xf6† („en passant"). 1. . . . Kg4—f5; 2. Tg6—g5†, Kf5—e4; 3. Dh6—g6†, Ke4—d4; 4. c2—c3† (bezw. 4. Dd3†). Es handelt sich um die „Beweisführung", daß der letzte Zug von Schwarz (durch den die Diagrammstellung entstanden ist) f7—f5 war, was das „En passant-Schlagen" im ersten Zuge der Lösung rechtfertigen würde.

Eine Untersuchung der Diagrammstellung ergibt zunächst: A. Mindestens einer der schwarzen Doppeldauern (f5 oder f4) ist während der Partie durch Schlagen (!) weißer Steine von h7 geflossen. Da aber dem Weiß nur seine 2 ursprünglichen Läufer fehlen (in der Diagrammstellung befinden sich noch alle anderen 14 weißen Steine unverändert), so kann, weil sowohl auf einem weißen als auf einem schwarzen Felde geschlagen wurde, nur Bf4 von h7 geflossen sein und zwar mittels: h7xg6 (Schlagfall des ursprünglichen Lf1), dann g6—g5 (ohne zu schlagen) und endlich g5xf4 (Schlagfall des Lc1). Andere Schlagfälle weißer Steine sind während der Partie nicht vorgekommen. B. Die Bauernstellung von Weiß im Diagramm ist nur in der Voraussetzung erklärlich, daß Ba7 von f2 durch fünfmaliges Schlagen auf den schwarzen Feldern der Diagonale f2—a7 geflossen ist (f2xg3xf4xc5xb6xa7). Dieser weiße Ba7 hat also den ursprünglichen Lc8, der sich nur auf weißen Feldern bewegte, nicht schlagen können. Das Diagramm weist 10 schwarze Steine auf. 6 sind also während der Partie geschlagen worden (kein siebenter Schlagfall!). Hiervon entfallen, wie schon erklärt, 5 Schlagfälle auf den Ba7. Der sechste Schlagfall (des ursprünglichen Lc8 auf einem weißen Felde) kann also nur von einem der weißen Doppeldauern b3 und b4 und zwar auf dem weißen Felde b3 bewirkt worden sein. Andere Schlagfälle schwarzer Steine sind während der Partie nicht vorgekommen!

Die Feststellungen der obigen Untersuchung unter A (Schlagfälle weißer Steine) und B (Schlagfälle schwarzer Steine) werden zu folgenden Schlussfolgerungen genügen.

Der letzte (zur Diagrammstellung unmittelbar führende) Zug von Schwarz konnte kein Königszug gewesen sein, denn die Felder f5, f4, g5 sind besetzt; von g3 oder f3 konnte Kg4 nicht gekommen sein, weil er dort im „Schach" der noch nicht gezogenen (!) weißen Bauern (!) e2 oder h2 gestanden wäre, was nie möglich ist; von h5 oder h4 auch nicht, weil er dort im Schach der Dh6 gestanden wäre, ohne daß diese letztere im vorletzten Zuge (also im letzten von Weiß) nach h6 von irgend einem nicht Schach bietenden Felde gefangen konnte. Endlich ist auch die Voraussetzung hinfällig, der letzte Zug von Schwarz könnte etwa in Kh3—g4 bestehen; denn diese Voraussetzung wäre (beim Stande der Dh6) nur durch die Zugfolge 0*) h4xg5†, Kh3—g4 erklärlich. Wir haben aber unter B gesehen, daß sämtliche sechs Schlagfälle schwarzer Steine auf die BB a7, b3 oder b4 entfallen, demnach kann ein siebenter Schlagfall, in „h4xg5" bestehend, nicht vorausgesetzt werden. Also endgültig kein Königszug.

Der letzte Zug von Schwarz war weder von Lb8 noch von Tg8 vollbracht, weil alle Felder, woher diese Steine im letzten Zuge gekommen sein konnten, im Diagramm besetzt sind.

Die Bauern c7, d7 und g7 stehen noch auf ihren ursprünglichen Plätzen, haben überhaupt noch nicht gezogen und haben demnach auch den letzten Zug nicht ausführen können.

Bf4 ist es nicht gewesen, denn wir haben unter A gesehen, daß er während der Partie von g5 (g5xf4 als Schlagfall des Lc1) gekommen ist. Dies konnte jedoch im letzten Zuge nicht geschehen sein, weil im Diagramm g5 besetzt ist.

Der Zug b7—b6 ist zwar in der Partie einmal geschehen, kam aber als letzter nicht gedacht werden, weil erst nach diesem Zuge der ursprünglich Lc8 (der laut B auf b3 geschlagen worden ist) ziehen konnte. Aus demselben Grunde (des Lf3, der im Diagramm schon auf b8 steht) kann auch an e7—e6 als letzten Zug von Schwarz nicht gedacht werden. Auch f7xg6 ist unmöglich, weil unter A schon ausgeführt worden ist, daß „X" (Schlagen) nur auf Bf4 anwendbar ist.

Aus obigem erhellt, daß der gesuchte letzte Zug von Schwarz nur von Bf5 vollbracht sein konnte. Warum aber nicht f6—f5? (Was das Schlagen „en passant" nicht berechtigen würde.) Dieser schwierigste Teil der Beweisführung soll wegen Platzmangel das nächste Mal behandelt werden.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Rabeneatern. Im sogenannten Jahrhundert des Kindes liest man mehr als sonst das böse Wort „Rabeneatern". Um es gleich zu sagen: das Wort ist für den wirklichen Rabenvater und die wirkliche Rabenmutter eine Verleumdung und Ehrabschneiderei schlimmster Art und der Deutsche Sprachverein hofft, sich den Dank des Tierfangvereins zu verdienen, wenn er hier versucht, den Raben weiß zu waschen. Es gab eine Zeit, wo dieser Vogel das höchste Ansehen genoss. Als Tier des Schlachtfeldes gehörte er zur nächsten Umgebung des höchsten Gottes (Wotan, Odinn), der zugleich Schlachtengott war. Die Nordgermanen dachten sich Odinn mit einem Raben auf jeder Schulter, und so hat er noch heute in unieren Namen (Wolfram, aus Wolfraban, Bertram u. a.) einen Ehrenplatz. Natürlich tat ihn nach der Belehrung der Germanen zum Christentum die Geisteslichkeit, weil er zum jüdischen Glauben gehörte, in Acht und Bann, und es ist nicht ausgeschlossen, daß damals die Geistlichen jene böse Mär erfunden haben, daß die Raben bei allzu reichlichem Kinderlegen einen Teil ihrer Sproßlinge kurzerhand aus dem Neste an die Luft beförderten. Das erzählt unter vielen anderen Fabeln die älteste deutsche Naturgeschichte von Konrad v. Megenburg (1350). Nollenbagen in seinem Profanmufeler (1595) berichtet sogar, daß sie ihre Kinder im Neste zerreißen. Ein Unglück kommt selten allein. Da der Rabe in der Nähe des Galgens ständiger Gast war, so nannte man den gemauerten Nichtplatz Rabenstein, einen Menschen, den man gern am Galgen baumeln gesehen hätte, Rabenmann, Rabenfurter, Rabenaas, die Weiber Rabenstuck, Rabenhaut, Rabenbraten usw. So wurde schließlich Raben ganz allgemein zur Verwünschung, zu einer Art Fluch, wie noch heute der Steiermärker rabensalich, rabenauer, rabenzäbe usw. sagt. Raben jener saligen naturwissenschaftlichen Meinung begünstigte also auch der Sprachgebrauch das Entleeren der Worte Rabenvater, Rabenmutter, Rabeneatern. Demgegenüber erzählte vor einigen Jahren in der „Stroßburger Post" ein Fortmann ein Beispiel rührender Aufopferung einer Rabenmutter für ihre Kleinen und wies auf das Unrecht hin, das man den Rabeneatern tue. Auch in Brehms Tierleben liest man, daß „alle Raben, dem verkehrtesten Sprichworte zum Trost, als die treuesten Eltern bezeichnet werden dürfen". Warum verweiden man nicht lieber, um lieblose Eltern zu bezeichnen, den Sturd? Das Sturdweibchen sieht ja jedes fremde Nest als Findelhaus an, legt seine Eier hinein und kümmert sich nicht mehr darum.

*) „0" soll die Ru m e r des letzten, unmittelbar zur Diagrammstellung führenden Zuges vorstellen.